

Bücherbesprechungen = Comptes-rendus de livres

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **49 (1953)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bücherbesprechungen – Comptes-rendus de livres

Oswin Moro, Volkskundliches aus dem Kärntner Nockgebiet. Klagenfurt, Verlag des Geschichtsvereines für Kärnten, 1952. VIII, 303 S.; ill. 8°.

Wie beim letzten hier angezeigten Werk des verstorbenen Oswin Moro (vgl. SAVk 48 [1952] 127f.) handelt es sich auch jetzt um eine in Buchform erschienene Zusammenstellung verschiedener Aufsätze, deren Stoff aus St. Oswald und Kleinkirchheim, einem wesentlichen Teil des Kärntner Nockgebietes (Nocke = Berge) stammt. In reicher Fülle wird gehandelt von Volksmedizin, Volksglaube, Volksdichtung, Volkskunst, Hofwesen und bäuerlicher Arbeit. Welcher Gegenstand auch den Verfasser beschäftigt, immer sind seine Ausführungen sachlich, klar und von grosser Anschaulichkeit. Wir möchten im folgenden auf einige Arbeiten etwas näher eintreten.

Von volksmedizinischem Interesse sind die Ausführungen über das Karlbath, ein altertümliches Bauernbad, in dem das Heilwasser durch heisse Steine erwärmt wird. Weite Gebiete von Volksmedizin und Volksglauben berühren die Ausführungen über den 1904 gestorbenen Bauernarzt «Graf Michl». Moro hat den aus gedruckten und handschriftlich zusammengestellten Büchern bestehenden Nachlass und die sehr lebendige Erinnerung benützt, um uns ein umfassendes Bild zu geben. Er erzählt von den natürlichen und sympathischen Heilmitteln, seinen Segen für Mensch und Vieh, seiner Fähigkeit, Diebe zu stellen, Feuer zu bannen, Kugeln abzuwehren. Von Krankheitsabwehr durch zauberhafte und natürliche Mittel ist weiter die Rede im Aufsatz über den Bilwis.

Bereits in unserer ersten Besprechung haben wir auf eine gute Zusammenstellung von Gruss-Sitten hinweisen können, die jetzt durch die Ausführungen über «Neckreime bei ländlichen Arbeiten» erweitert werden. Von Kinderreimen, Ortsneckereien, Ostereierreimen, Rätseln und andern Erzeugnissen volkstümlicher Dichtung ist die Rede im Abschnitt «Die gereimte Volksdichtung (mit Ausschluss des Volksliedes und des Volksschauspieles)».

Einen vorzüglichen sachkundlichen Überblick über die bäuerliche Arbeit bietet uns die zusammenfassende Arbeit über «Hof und Arbeit in Kleinkirchheim und St. Oswald.» Nach einer Skizze über die gesamte Siedlung folgt eine eingehende Schilderung eines Hofes, der aus einer eigentlichen Gebäudegruppe besteht. Es sind, um nur die wichtigsten zu nennen, das Wohnhaus mit der Rauchstube, die zum Ringhof gruppierten Ställe, der Speicher, das Auszugshäuschen (es entspricht dem bernischen Speicher). Erst im Verlauf der letzten Jahrzehnte begannen die Umwandlungen: das alte Stallsystem und die Rauchstube verschwinden, während das Auszugshäuschen wohl früher schon häufig zur «Auszugstubb» geworden ist. Weitere Ausführungen betreffen die Badstube, in der heute meist nur noch Flachs gedörret wird, die Bauernmühle und den weiten Bereich der ländlichen Arbeit und der bei ihr gebrauchten Geräte. Zahlreiche Zeichnungen ergänzen die Ausführungen.

Der Bruder des Verfassers beabsichtigt, das ungedruckte Material, das für die geplante Monographie von St. Oswald gesammelt worden ist, als volkskundliche Quelle zu publizieren. Wir freuen uns auf diesen Abschluss, der uns einen letzten Teil dieser leider unvollendet gebliebenen volkskundlichen Ortsmonographie schenken wird.

Walter Escher

Melchior Sooder, Bienen und Bienenhalten in der Schweiz. Basel, Buchdruckerei G. Krebs, 1952. 341 S.; 23 Tafeln; 23 Abb. im Text. 8°. Fr. 18.50 (Schriften der Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde 34).

Wenn Melchior Sooder uns ein Buch schenkt, so ist es so ausgereift und abgewogen, dass man wirklich eine Köstlichkeit erhält. Die Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde hat es sich angelegen sein lassen, den inneren Gehalt mit dem entsprechenden äusseren Gewand auszustatten, und so ist eines der wertvollsten volkskundlichen Bücher des Jahres zustande gekommen. Allen, die daran beteiligt waren, gebührt uneingeschränktes Lob. Auf jeden Fall ist es so, dass mit diesem Buch das abschliessende Nachschlagewerk über das Bienenhalten in der Schweiz geschrieben ist. Was noch geboten werden könnte, sind Nachträge und Ergänzungen, aber keine wesentlich neuen Züge mehr. Sooder schildert in einem kurzen Überblick zunächst die älteste Geschichte der Bienenhaltung; hier wäre eine Erweiterung durch vermehrte Heranziehung der Waldbienenhaltung (mit der berühmten Bärenabwehr-Einrichtung, die oft mit dem unrichtigen Ausdruck «Bärenfang» bezeichnet wird) möglich gewesen, doch hätte sie dann den schweizerischen Rahmen eben sprengen müssen. Nachher folgt ein liebevolles Eingehen auf die verschiedenen Bienenstöcke und Bienenstände, die von Sooder ja früher schon einmal als Thema einer Untersuchung gewählt worden waren. (Die reizvollen niedersächsischen «Immenwächter», als Diebsschreck, werden wenigstens erwähnt; zum Thema gehören sie ja – leider – nicht.) Sehr viel wenig Bekanntes und Unbekanntes ist in den beiden folgenden Abschnitten über die alten Betriebsarten und die Sprache der Bienenhalter vereinigt; hier wird einem so recht eindrücklich bewusst, mit welcher unglaublichen Geduld und Kleinarbeit Sooder sich sein Material in jahrelangen Vorarbeiten zusammengetragen hat. Zu Sprache, Redensarten und Ausdrücken der Imker auf deutschem Gebiet mögen noch zwei Aufsätze in den Zeitschriften *Die deutschen Mundarten* 6 (1859) 45 ff und *Hessische Blätter für Volkskunde* 36 (1937/38) 113 ff. 144 ff aufgeführt sein.

Die Zusammenstellung über die Biene in Glauben, Sitte und Brauch beschliesst den ersten Teil von Sooders Darstellung. Vielleicht darf hier noch auf einige Ergänzungen aus ausserschweizerischen Gebieten hingewiesen werden. Bienen können sogar als Votive auftreten, so erscheinen im Böhmerwald solche Eisenvotive (Zs. f. österr. Vlk. 5, 73). Als ein «lebendes» Wirtshausschild gibt es in England einen bewohnten Bienenstock zwischen dem Geäst eines Baumes vor einem Wirtshaus (A.E. Richardson, *The Old Inns of England*, fig. 95). Als Attribut erscheint der Bienenkorb beim hl. Bernhard (Spamer, *Andachtsbild*, Taf. 39). In der Bretagne ist die Madonna Patronin der Bienen (G. Millour, *Les saints guérisseurs et protecteurs du bétail en Bretagne*, Paris 1946, 105–106). Über die Bienensegen hat Oskar Ebermann gehandelt in der Festschrift Eduard Hahn (Stuttgart 1917, 332–344). Eine Bienenpfeife zum Räuchern ist abgebildet in *Deutsche Gaue* 17, 248. Die Verwendung von Weinlägeli als Bienenstöcke bestätigt das Bündnerische Monatsblatt 1938, 221 für das Veltlin. Für Bienenkörbe allgemein müsste man neuerdings auch Schier, Flechten 28 ff beiziehen. Zum Imkerrecht wäre als Ergänzung noch anzumerken: Künssberg, *Bauernweistümer* 154 ff. Der Heide-Imker, der selbstverständlich nicht in Sooders geographischen Themenkreis fällt, findet eine ansprechende Schilderung bei Bock, *Alte Berufe* 52 ff.

In einem zweiten Teil breitet Sooder ein buntes, anregendes Bilderbuch von geschichtlichen Nachrichten aus ältester Zeit bis ans Ende des 18. Jahrhunderts vor uns aus. Wir vernehmen von Diebstählen und Fundrecht, von Spenden und Zehnten, von Honig und Wachs. Der Schlussteil schildert die wissenschaftlich-rationale (und rationale) Bienenzucht des 19. Jahrhunderts in einzelnen Biographien von Forschern und

Oberwald, Goms
Wagen mit Bienenstand
zum Roben;
dahinter Kruzifix
am Stadel



Photo Wildhaber, Juni 1951

Bienenvätern. Das ganze Buch hindurch wird einem mit freudigem Erstaunen klar, mit welcher behutsamer Liebe, ja mit welcher Andacht Sooder sich den Bienen und seinem Thema nähert, und wir sind ihm ehrlich dankbar für eine solche Darstellung. Weder er noch die Herausgeber mögen es mir verargen, wenn ich einige Schönheitsfehler erwähne, die in einer vielleicht folgenden Ausgabe ausgemerzt werden sollten. S. 67: Surin gibt es nicht, nur ein Surrhein (bei Rabius und eines bei Sedrun) oder ein Surrhin (bei Lumbrein). Ebenso gibt es keinen Walenstatterberg (S. 41) oder Walenstadterberg (S. 143), nur ein Walenstadt-Berg oder «am Stadtner Berg». Auf S. 147 müsste Zitat 1 lauten: «le mot ... *bēda* [désigne] une ruche en paille ...». Die Anmerkung 2 auf S. 200 sollte heißen: Richard Wolfram, Brauchtum und Volksglaube im obersten Fersentale (Palai, Florutz), in: Beiträge zur Volkskunde Tirols. Festschrift zu Ehren Hermann Wopfners. 2. Teil (= Schlern-Schriften 53). Die Anmerkung 3 auf S. 268 kann nicht stimmen. Im Register wäre es wohl vorteilhafter gewesen, entweder auf die Dialektwörter ganz zu verzichten oder dann alle alphabetisch anzuführen (wer würde z.B. *vigera* unter dem Buchstaben a suchen; was nützt die Bezeichnung «usw.» in einem Register?) oder sich auf das jeweilige Etymon zu beschränken. Es soll aber ausdrücklich gesagt sein, dass diese kleine Einschränkungen in keiner Weise den Wert des Buches herabsetzen wollen; der ist da und bleibt.

Zum Schluss möge noch eine Photo Aufnahme finden, die eine Illustration zu dem auf S. 80 erwähnten «Wandern» der Oberwalliser dienen kann; ich habe sie 1951 in Oberwald (Goms) gemacht; auf dem Wagen sind die Bienenbehälter zum «Roben» bereit.

Wildhaber

Walther Adrian, So wurde Brot aus Halm und Glut. Bielefeld, Ceres Verlag, 1951. 116 S. mit vielen Abb. und Tafeln.

Das vorliegende reich mit Bildern, Skizzen und Tafeln ausgestattete, leicht fasslich geschriebene Büchlein ist das erste einer Reihe, die betitelt ist: «Geschichte und Entwicklung der Hausbäckerei». Die ersten Kapitel orientieren uns über die Anfänge des

Acker- und Getreidebaus. In anschaulicher Weise handelt der Verfasser über die Entwicklung des Pfluges, der Egge, der Sichel usw. Gut gewählte Bilder zeigen auffällige Parallelen zwischen chinesischen und tessinischen Eggen, zeigen die eindruckliche Kontinuität z.B. des antiken Dreschschlittens bis in die Gegenwart. Nach verschiedenen Zeugnissen aus dem Orient und aus Nord- und Mitteleuropa bewahrte man das Getreide, leicht geröstet, in Tonkrügen auf. Zum Mahlen verwendete man einfache Handmühlen, die in Aegypten von Sklavinnen, denen man eine Art Maulkorb vorband, betrieben wurden. Vom Körnerbrei führt der Weg über die ungesäuerten, auf heissem Stein gebackenen Fladen allmählich zu unserem Brot. Ein besonderer Meilenstein in dieser Verbesserung der Getreidenahrung bildet die Erfindung des Backofens. Aus primitiven Anfängen haben sich eigentliche Bäckereien entwickelt, von denen wir antike Zeugnisse aus Pompeji haben. Hinweise auf die Hausbäckerei, das weitschichtige Gebiet der Gebäckbrote und eine kritische Würdigung Höflers schliessen die Ausführungen. Im Anhang bietet der Verfasser eine gute Übersicht über die wichtigste Literatur.

Walter Escher

Bernhard Kötting, Peregrinatio religiosa. Wallfahrten in der Antike und das Pilgerwesen in der alten Kirche. Münster (Westfalen), Regensbergsche Verlagsbuchhandlung, 1950. XXVII, 473 S. (Forschungen zur Volkskunde, 33–35). Ganzleinen 20 DM.

Es ist höchst begrüßenswert, dass die von Georg Schreiber betreuten «Forschungen zur Volkskunde», die uns so wichtige Darstellungen und Untersuchungen zur religiösen Volkskunde gebracht haben, nach einem Unterbruch von zwölf Jahren wieder erscheinen können. Und die Fortführung der Forschungen ist um so erfreulicher, da dies mit dem ganz vorzüglichen Werk von B. Kötting, Dozent für Kirchengeschichte des Altertums, christliche Archäologie und Patrologie an der Universität Münster, geschieht. Das stattliche Werk ist in sieben ungleich lange Abschnitte gegliedert. Der erste (12–79) gibt eine Übersicht über die ausserchristlichen (griechisch-römischen, jüdischen und vorislamischen, arabischen) Wallfahrten im Altertum, wobei Epidauros und Ephesus ausführlicher behandelt werden. Deutlich geht dabei hervor, dass schon in der griechischen und orientalischen Antike jene zivilisatorische und geistige Situation gegeben war, auf Grund deren ein Wallfahrtsbrauchtum gedeihen konnte. Ausgehend von der methodischen Erwägung (80), dass der Strukturwandel der einzelnen Wallfahrten und indirekt auch die Entwicklung des Wallfahrens als eines religiösen Phänomens den deutlichsten Niederschlag in der Geschichte der einzelnen Wallfahrtsorte finden und dass religiöse Sonderbräuche am besten in der Darstellung des einzelnen Wallfahrtsortes erfasst werden können, behandelt Kötting im zweiten Abschnitt (80–286) monographisch die einzelnen christlichen Wallfahrtsorte des Altertums in Palästina, Syrien, Mesopotamien, Kleinasien, Ägypten, Konstantinopel, Griechenland, Rom und Italien, Afrika, Gallien und Spanien. Aus dem alten Gallien werden nur das Grab des hl. Martin in Tours, über dessen Verehrung Gregor von Tours mit aller wünschbaren Ausführlichkeit berichtet, und Brioude näher vorgestellt. Hier hätte auch die Wallfahrt zum Grab des hl. Mauritius und seiner Gefährten, das durch die neuesten Ausgrabungen in neues Licht gerückt wurde, Erwähnung finden dürfen. Bei der Behandlung der verschiedenen Wallfahrtsorte werden nicht nur die äusseren Erscheinungsformen berücksichtigt, sondern auch die Motive und Intentionen, die zur Entstehung und Wandlung der einzelnen Wallfahrten beigetragen haben. Der dritte Abschnitt (287–342) ist den Wallfahrtszielen und Wallfahrtsmotiven gewidmet (Grab- und Erinnerungsstätte, Wallfahrt zu lebenden Personen, Wallfahrt als asketische Lebensform, Bitt-, Devotions-, Buss- und Reliquienwallfahrt), der vierte

(343–388) den Pilgerführern, -berichten, -herbergen und -prozessionen. Volkskundlich am aufschlussreichsten sind die Ausführungen des fünften Abschnittes (389–413) über das Brauchtum am Wallfahrtsort: Devotionen, Inkubation, Motivgaben und Pilgerandenken. Die zwei letzten Abschnitte berühren kurz den religiösen und kulturellen Austausch zwischen Orient und Okzident (414–420) und die Wallfahrt im Urteil der zeitgenössischen kirchlichen Literatur (421–426). Ein sehr ausführliches Wort- und Sachverzeichnis erleichtert den Gebrauch dieses hervorragenden und unentbehrlichen Handbuchs. Auf reichster Quellen- und Literaturkenntnis fussend bietet es eine höchst willkommene Zusammenfassung des riesigen Stoffes, der dem Volkskundler nicht so leicht zugänglich, aber für die Kenntnis der religiösen Volkskunde des Mittelalters und der Gegenwart von grösster Wichtigkeit ist. Eine Karte wäre zur Gewinnung eines Überblickes sehr willkommen gewesen, ebenso unschwer zu beschaffende Abbildungen, vor allem für die sachkundlichen Abschnitte. Ernst Baumann

Erik v. Kraemer, Les maladies désignées par le nom d'un saint. (Societas Scientiarum Fennica. Commentationes Humanarum Litterarum XV, 2.) Helsingfors, The Academic Bookstore, 1949. 150 S.

In einer knappen, gehaltvollen Einleitung beschäftigt sich Kraemer vorerst mit den Heiligen als Krankheitspatronen im allgemeinen und zeigt die verschiedenen im Mittelalter und besonders in Frankreich geübten Heilmethoden, die Heiligen als Helfer, aber auch als Rächer, das Aufkommen bestimmter Krankheitspatronate durch volkstümliche Namendeutung und Auslegung der Legenden, die dem Volke seit dem 13. Jahrhundert auch in der Kunst vor Augen geführt wurden. Ausgehend von französischen Texten des Mittelalters und der Renaissance behandelt er sodann die Heiligen, deren Namen zur Bezeichnung von Krankheiten verwendet wurden, und sucht die Krankheiten zu bestimmen, den Ursprung dieser Benennungen zu erklären und ihre Entwicklung zu verfolgen. Von den Krankheiten, die den Namen eines Heiligen tragen, lassen sich viele identifizieren und der Grund für die Namengebung feststellen. Sie verdanken ihre Bezeichnung zum grössten Teil einem Legendenmotiv (Antoniusfeuer, mal sainte Apolline = Zahnweh, mal saint Fiacre = Hämorrhoiden, mal saint Sébastien = Pest, Fallsucht etc.), zum Teil dem Reliquienkult. Einen andern Teil führt Kraemer auf vorchristliche Glaubensvorstellungen (Veitstanz etc.) und auf Volksetymologie (mal saint Genou) zurück. Für eine grössere Anzahl von Krankheitsnamen lässt sich keine sichere Deutung geben. Ein Verzeichnis der Krankheitsnamen und ein umfangreiches Literaturverzeichnis beschliessen die wertvolle Arbeit, die keineswegs den Anspruch erhebt, alle gestellten Fragen beantwortet zu haben, die aber dem Hagiographen, dem Medizinhistoriker und dem Philologen viel Anregung geben kann. E. B.

Heinrich Schauerte, Die volkstümliche Heiligenverehrung. Münster (Westfalen), Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, 1948. 164 S. Kart. 5.50 DM., geb. 6.50 DM.

Das Buch versucht, auf Grund der reichen hagiographischen Literatur und eigener Beobachtungen eine Zusammenfassung der volkstümlichen Heiligenverehrung zu geben, aus dem weiten Gebiet das Typische hervorzuheben und Kulturzusammenhänge und die psychologischen Wurzeln aufzudecken. Willkommen ist dem Volkskundler, auch wenn er eine anders orientierte Richtung vertritt, die knappe, aber alles Wesentliche enthaltende Darlegung der kirchlichen Lehre über die Heiligenverehrung, ebenso die Behandlung der Heiligenlegende. In den speziellen Kapiteln geht Schauerte der Psychologie der Heiligenverehrung nach, besonders am Beispiel des heiligen Königs, dann verschiedenen Heiligengruppen, besonders Schutzheiligen und dem Reli-

quienkult. Etwas kurz ausgefallen ist das Kapitel über die Heiligen im Aberglauben, während das letzte Kapitel wieder ausführlicher die kirchliche Lehre über die Verehrung der Bilder und die volkstümliche Bilderverehrung behandelt. So bietet das Buch eine willkommene, bewusst vom offiziellen kirchlichen Standpunkt ausgehende Einführung in die Heiligenkunde, die auch der Eingeweihte gerne immer wieder zu Rate ziehen wird. E.B.

Georg Schreiber, Das Weltkonzil von Trient. Sein Werden und Wirken. 2 Bände, Freiburg i.Br., Verlag Herder, 1951. LXXVII, 487 und VII, 630 S. 56 DM.

Dieses zweibändige Monumentalwerk, das zur Vierjahrhundertfeier des Konzils von Trient (1545–1563) erschienen ist und an dem 38 Forscher mitgearbeitet haben, trägt vornehmlich dogmengeschichtlichen und kirchengeschichtlichen Charakter. Schon ein Blick in das über 4000 Stichworte enthaltende Register vermag aber zu zeigen, dass es auch eine reiche volkskundliche Fracht mit sich führt. Wir treffen z.B. die mehrfach belegten Stichworte: Aberglauben, Andachtsbilder, Brauchtum, Dorf, Feste, Haus, Hirten, Kult, Lieder, Masken, Pilger, Volk, Volksfrömmigkeit, Volksglaube, Volksheilige, Volkskunst, Volksliteratur, Volksrechte, Volkssprache, Volkstum, Motivbilder, Wallfahrt, Weihnacht usw. In der Einführung (IX–LXXVI) weist der Herausgeber auf einige volkskundliche Punkte hin und bietet dann in seinem höchst anregenden und mit reichen Quellen belegten Beitrag «Der Barock und das Tridentinum» (I 381–425) einen programmatischen Beitrag zur religiösen Volkskunde, der reiche geistesgeschichtliche und kultische Zusammenhänge aufdeckt. Für die Volkskunde ergiebig sind auch die folgenden Arbeiten: «Das Konzil von Trient und die Erneuerung der Liturgie» von J. Jungmann (I 325–336), «Das Konzil von Trient und seine Ausstrahlung auf die Frömmigkeit» von E. Raitz von Frenz (I 337–347), «Die Reform des Trienter Konzils im Spiegel der nachfolgenden Andachtsliteratur» von A. Schrott (I 349–357), «Das Tridentinum und die Kirchenmusik» von K. G. Fellerer (I 447–462) und vor allem die Arbeit von A. Dörner über «Volkskulturelle Auswirkungen des Trienter Konzils auf die Alpenländer» (I 427–446). E. B.

Herbert Paulus, Die ikonographischen Besonderheiten in der spätmittelalterlichen Passionsdarstellung Frankens. Eine Untersuchung hinsichtlich der Wechselbeziehungen zwischen Tafelmalerei und zeitgenössischer geistlicher Literatur (Predigt, Andachtslied und Gebet). Würzburg 1952 (Selbstverlag: Haagstrasse 7/II, Erlangen). 32 S. und 13 Taf.

Wenn wir diese im wesentlichen kunsthistorische Arbeit auch bei uns anzeigen, so geschieht es um einiger prinzipieller Gründe willen. Einmal wird hier auf den Einfluss der geistlichen Literatur auf die Malerei ihrer Zeit hingewiesen, wobei nicht zu übersehen ist, dass die nebenher gehende, unbeholfene, mehr volkstümlich-anonyme Malerei diesem Einfluss sicherlich in noch vermehrtem Masse unterlag. Dann ist hier ein Thema behandelt, das am Ausgang des Mittelalters den Menschen in besonders starkem Masse beschäftigt zu haben scheint: der Schmerzensmann oder der Erbärmde-Christus, und auch die Gregoriusmesse – ein Thema, das in den letzten Jahren schon mehrmals Gegenstand der Betrachtung gewesen war, gesehen von künstlerischer, religiös-dogmatischer und volkstümlich-religiöser Seite her. Wir sind deshalb um einen weiteren Beitrag zu diesem Thema sehr dankbar, nicht zuletzt auch wegen der hervorragend schönen Abbildungstafeln. R. Wh.

Leopold Kretzenbacher, Passionsbrauch und Christi-Leiden-Spiel in den Südost-Alpenländern. Salzburg, Otto-Müller-Verlag, 1952. 147 S., 16 Abb.

In dem vorliegenden Werk, mit dem sich der Verfasser in die erste Reihe der Volksschauspielforscher stellt, wird auf knappen 63 Seiten die innerösterreichische Entwicklung des geistlichen Volksschauspiels in seinem wichtigsten Thema dargestellt, auf Grund der Quellen aus erster Hand und nicht zuletzt auf Grund eigenen Miterlebens. Die zweite Hälfte des Buches nimmt die Wiedergabe eines steiermärkischen Spieltextes von 1828 ein.

Die Verbindung von anfeuernder Gefühlswärme für den heimatlichen Gegenstand mit sachlicher Akribie, welche auch andere Arbeiten der Grazer Schule auszeichnet, ist spürbar. Das Forschungsfeld Innerösterreichs hat abgesehen von den Heimatbindungen des Verfassers auch darum besondere Bedeutung, weil in Kärnten und Steiermark, vorab im oberen Murtal, eine bäuerliche Spieltradition des geistlichen Volksschauspiels sich in einzigartiger Weise erhalten hat, so dass sie als erlebtes Leben noch in den letzten Jahrzehnten zu beobachten war. Eigene Photos des Verfassers zeigen das primitive Äussere, z. B. einer Kreuzigung am Dorfrand (Abb. 15), das von der Schaustellung der Großspiele etwa im Stile Oberammergaus sehr deutlich absticht.

Kretzenbacher, der klugerweise in der Ursprungsfrage (die ja an sich ein Unding ist), weder für die einseitigen Germanisten und ihre «Kultspiele» noch für die einseitigen Vertreter liturgisch-kirchlicher Herleitung Stellung nimmt, lässt uns die Entwicklung der heutigen bäuerlichen Restformen aus dem gewaltigen Impuls der spätmittelalterlichen Passionsspiele sichtbar werden. Dieser hat in den verkehrsnahen Städten und Märkten des süddeutschen Raumes in der Bürgerrenaissance seinen Höhepunkt und bald sein Ende durch das Jesuitentheater gefunden; für Luzern hat Eberle in seiner Theatergeschichte der innern Schweiz das eindringlich gezeigt, für die tirolischen Städte Anton Dörner. Von Tirol und Süddeutschland aus hat die städtische Spielwelle der Renaissance die abgelegeneren Gebiete Innerösterreichs nur in schwächeren Ausläufern erreicht. Aber gerade da, in den ländlichen Talwinkeln dieses Randgebietes, hielt die bäuerliche Bodenständigkeit an der in den Städten abbrechenden Spieltradition alter Art fest. Diese ländlichen Klein- und Restformen überdauerten sogar, nachdem sie von der Barockisierung nicht unberührt geblieben waren, die massiven Ausrottungsversuche der josephinischen Aufklärung, ja bis in unser Jahrhundert musste Victor von Geramb diese Spiele gegen den Vorwurf der «Religionsstörung» verteidigen, um ihnen die behördliche Spielerlaubnis zu erwirken.

In solchen Beharrungsgebieten konnte sich darum bis in unsere Zeit das Prinzip der mittelalterlichen Simultanbühne im Gegensatz zur späteren Sukzessionsbühne erhalten und das intime «Stubenspiel», in dem Zuschauer und Spieler in enger Bauernstube eine Erlebniseinheit bilden, ohne jede Bühne und Illusionsstütze, nur auf Grund des rezitierten Wortes und der Glaubensbereitschaft religiöser Überzeugung wirkend. Das Spiel ist da nicht «Theater», sondern Glaubensäußerung. Damit steht und fällt die Fortdauer des geistlichen Spiels auch in der modernen Zeit.

Dessen ist sich der nach- und miterlebende Forscher ganz bewusst, welcher dem seelisch Angeeigneten gegenüber unweigerlich zum Pfleger und Erhalter werden muss, auch hier einer guten Tradition der Grazer Schule folgend. Richard Weiss

Leopold Kretzenbacher, Frühbarockes Weihnachtsspiel in Kärnten und Steiermark. Klagenfurt, Verlag des Geschichtsvereines für Kärnten, 1952. 128 S.

Es handelt sich um die Textausgabe von zwei Klagenfurter Weihnachtsspielen (1617) und eines Dialogspiels (1600). Im Anschluss an die wegweisenden Volks-

schauspielforschungen Leopold Schmidts, dem das Buch gewidmet ist, skizziert der Verfasser die Stellung des Weihnachtsspieles im Weihnachtsbrauch, vor allem aber wird (gegenüber Niessen und Schier) einleuchtend die These vertreten, dass das Hirtenspiel auf die spanischen Weihnachtseklogen des 16. Jahrhunderts zurückgehe, welche ihrerseits im Rahmen der in Spanien früh blühenden bukolisch-dramatischen Dichtung stehen.

Richard Weiss

Hedwig von Beit, Symbolik des Märchens. Versuch einer Deutung. Bern, A. Francke AG., 1952. 792 S. Br. Fr. 104.–, geb. Fr. 109.20.

Der psychoanalytische Mythenforscher Otto Rank hat sich einst bitter darüber beklagt, dass die «offizielle», d. h. die volkskundliche und literaturwissenschaftliche Märchenforschung sich mit seinen Untersuchungen überhaupt kaum auseinandersetze. Solche Zurückhaltung oder Ablehnung entsprang zum Teil der Abneigung gegen jede einseitige Deutung und gegen eine eng sexualpsychologische Interpretation im besonderen, zum Teil auch einem Gefühl der Unzuständigkeit. Das Riesenwerk von Beits, welches die umfassenderen Jungschen Gesichtspunkte an das Märchen heranträgt, darf einer unbefangenen Beachtung von seiten der Forschung gewiss sein.

H. v. Beit geht von der Voraussetzung aus, dass sich in den Bilderfolgen der Märchen bestimmte seelische Grundvorgänge darstellen; etwas rasch nimmt sie diese Annahme als erwiesen an, doch muss man ihr zugestehen, dass sie die Behauptung an einer Fülle von Beispielen zu belegen, gewissermassen evident zu machen versteht. Beit sucht im Märchen vor allem die Spiegelung eines innerseelischen Geschehens, ohne jedoch eine totale Psychologisierung zu erstreben; andere, z. T. objektive Bedeutungen des Jenseitsreichs (Totenland, goldenes Zeitalter, Planetensphären) werden ausdrücklich anerkannt; aber auch sie stehen im Bezug zu dem für Beit Zentralen: dem menschlichen Unbewussten. So sind Totengeister zugleich Symbole abgespaltener, das seelische Gleichgewicht störender Inhalte des Unbewussten, das Totenreich ist ein Bild für das Unbewusste, diesen «Aufbewahrungsort alles Vergangenen, der Vorstellungen vieler Generationen, der Ahnenwelt in uns selber» (S. 68). Streitende Riesen, kämpfende Pferde, aber auch zwei sich gegenseitig lausende Köpfe einer Hexe (!) weisen nach Beit auf die Gegensatznatur des Unbewussten, «aus der im Grunde alle tieferen Lebenskonflikte stammen» (S. 452, 400, 166); der Eingriff des Bewusstseins hat eine beschränkte, aber letztlich entscheidende Bedeutung. Der Held stellt die Verbindung zwischen Bewusstsein und Unbewusstsein her, die Jungfrau, die er sich gewinnt, ist die «Anima», Personifikation des Lebensquells, des Unbewussten beim Manne, zugleich selber eine Mittlerfigur. Der alte, oft kranke König verbildlicht ein nicht mehr genügendes Bewusstsein, die älteren Brüder sind dessen profane Hilfsfunktionen, oder Schattenfiguren (persönliche Unzulänglichkeit oder ungebändigtes Unbewusstsein) des Helden. Doch verschwimmen, entsprechend den fließenden Konturen der psychischen Potenzen, die Bedeutungen: Anima und Schatten stehen zwischen Bewusstem und Unbewusstem, vertreten bald mehr das eine, bald das andere; die «Grosse Mutter», die tiefste Instinktschicht des Unbewussten (Spinne, Hexe usw.) kann Vorläuferin der Anima sein; diese selbst ist «psychologisch immer mit dem Schatten verbunden» (falscher Bräutigam!), wenn sie nicht durch bewusste Bemühung aus dieser Verhaftung gelöst wird. Der Held stellt bald das Bewusstsein dar, bald fällt er fast mit dem Schatten zusammen, letztlich verkörpert er das Selbst, den Kern der Persönlichkeit ... Beit erklärt das Fließende ihrer Deutungen als sachbedingt; doch steht sie ständig in Gefahr, sich im Vagen zu verlieren oder willkürlich den einen oder den

anderen Aspekt zu betonen; die «Amplifikationen», grossenteils aus Bächtold-Stäubli geschöpft, feien nicht gegen subjektive Auswahl der Deutungen.

Oft fällt überraschendes Licht auf Einzelheiten, etwa auf das im irischen Märchen vorkommende stückweise Verlieren der Mutter (S. 149), auf das Motiv der «verkehrten Welt» (S. 74, 176), auf das Rückwegproblem. Interessant ist die Erklärung von Vielheiten (Zwerge, Riesen, Tiere u. a.) als primitive Vorformen oder Zerfallserscheinungen im Unbewussten. Dankbar nimmt man die Vergleiche primitiver mit europäischen Märchen entgegen. Beit zieht öfters Varianten heran, grundsätzlich existieren für sie keine eigentlich «schlechten» Fassungen: die Veränderungen brauchen nicht erzählerischer Unfähigkeit zu entspringen, sondern können Ausdruck anderer psychischer Voraussetzungen sein, die Varianten ergänzen und erhellen einander gegenseitig; ein bisher in der Forschung zu wenig berücksichtigter Gesichtspunkt. Die polygenetische Theorie erhält Sukkurs. Beachtung verdient die Auffassung des Märchens als Darstellung von Problemen der Lebensmitte.

Trotz mancher Gewaltsamkeiten und voreiligen Folgerungen arbeitet Beit im allgemeinen vorsichtig. Sie vernachlässigt die äusseren Bedingungen, sie vergisst zuweilen, dass ein und dasselbe Bild in einem anderen Gesamtzusammenhang eine ganz andere Bedeutung haben kann, aber sie weiss doch um das Bedingte ihrer Aussagen und schränkt sie immer wieder ein. Leider verliert sich manche aufschlussreiche Betrachtung in den unübersichtlichen Einzelanalysen; Rückweise fehlen fast ganz, für das Sachregister muss man auf den geplanten zweiten Band warten. Von diesem erhofft man ausser der angekündigten Besprechung der Umwege, der Erlösungs- und Zweibrüdermärchen usw. konkretere Verweise auf die psychische Realität, ferner eine grundsätzliche Diskussion zentraler Fragen (z. B. Funktion und Wirkung der Märchenerzählung, Differenzierung zwischen Sage und Märchen) vom Standpunkt der komplexen Psychologie aus, wenn möglich in Auseinandersetzung mit anderen Untersuchungen (Otto Rank, Charlotte Bühler, Otto Huth). Bei aller Skepsis im einzelnen anerkennt die Märchenforschung die Notwendigkeit einer psychologischen Betrachtungsweise; das vorliegende Werk H. v. Beits (und ihrer Mitarbeiterin M.-L. von Franz) ist ein beachtlicher Diskussionsbeitrag.

Max Lüthi

Stith Thompson, The Folktale. New York, The Dryden Press, 1951. 2. Auflage. X, 510 S. 8°.

Walter Anderson schrieb in seiner Besprechung beim Erscheinen der ersten Auflage (SAVk 45 [1948] 218 ff), dass er nicht zögere, Thompson's Buch für ein Standardwerk und für das von nun ab massgebende Handbuch der Märchenkunde zu erklären. Dieses Urteil gilt ohne Einschränkung auch für die zweite Auflage; wobei die Tatsache einer zweiten Auflage eines wissenschaftlichen Werkes allein schon genügend Zeugnis für dessen Qualität und Begehrtheit ablegt. Es ist in Tat und Wahrheit unerschöpflich und birgt auf nicht allzugrossem Platz eine Unsumme von Arbeit, die dem Leser wohlgeordnet, mit allen nur denkbaren Register-Hilfsmitteln, vorgelegt wird. Über die Anlage des Werkes gibt Anderson in der oben erwähnten Besprechung erschöpfend Auskunft, so dass sich ein nochmaliges Aufführen des Inhaltes mit Fug und Recht erübrigen darf, um so mehr als die Neuauflage mit der ersten seitengetreu zu sein scheint. Anderson hatte seinerzeit auch eine Reihe von ergänzenden Wünschen und kleinen Versehen angeführt; man kann nun ganz deutlich erkennen, wo und wie der Verfasser diese verwendet hat. Mit einem leisen Bedauern mussten wir feststellen, dass Andersons Vorschläge wohl verwertet wurden, dass dies aber nirgends – und sei es auch nur in einer dankenden Fussnote – erwähnt wird. Wenn wir uns erlauben, auch

unsrerseits zwei oder drei Kleinigkeiten zu nennen, so möchten wir das beileibe nicht als Kritik aufgefasst wissen – sie würde einem so bedeutenden Werke gegenüber auch nur kleinlich sein –, sondern wir dürfen vielleicht für eine dritte Auflage deren Berücksichtigung erhoffen, wenigstens dort, wo es sich um offensichtliche Versehen handelt. Der Verfasser der Schlesischen Volksmärchen heisst Kühnau und nicht Künau (S. 469). Die Verwendung des englischen Genetivs in Verbindung mit dem lateinischen finde ich unschön: the Scala Celi of Johannes Gobii» (S. 82); es handelt sich doch hier sicherlich um einen latinisierten Namen. Ich finde es schade, dass die wichtigste Märchenliteratur in der Neuauflage nicht nachgeführt ist; zudem scheint es mir, es hätten schon in der ersten Auflage für die Schweiz erwähnt sein sollen: Gian Bundi, Märchen aus dem Bündnerland, Basel 1935, und Leza Uffer, Rätoromanische Märchen und ihre Erzähler, Basel 1945. Vielleicht hätten in eine Literaturzusammenstellung auch gehört: Taikon erzählt; Zigeunermärchen und -Geschichten, aufgezeichnet von C. H. Tillhagen, Zürich 1948 (oder das schwedische Original), und Don Juan Manuel, Der Graf Lucanor, hrsg. von Arnald Steiger, Zürich 1944. Bedeutendere Sagensammlungen möchte ich dabei nicht einmal berücksichtigen, sonst müsste man sicherlich Müllers Urner Sagen und Büchlis Sagen aus Graubünden auch einschliessen. Es ist aber vollkommen klar, dass ein derartig grosszügiges Buch einfach nicht alles und jedes anführen kann, sondern eine straffe Linie notgedrungen wahren muss. Wildhaber

Gustav Gugitz, Die Sagen und Legenden der Stadt Wien. Nach den Quellen gesammelt und mit kritischen Erläuterungen herausgegeben. Wien, Brüder Hollinek, 1952. 237 S., 9 Bildtafeln. 8°.

Wir sind Gugitz sehr dankbar, dass er uns in den letzten Jahren seine prächtigen, ausgereiften Werke zu schenken beginnt, denen man im kritischen Apparat andauernd die mühsamen, jahrelangen Vorstudien anmerkt. Zu den Jahresfesten und dem Andachtsbild gesellt sich nun eine Sammlung von Sagen und Legenden der Stadt Wien. Zuerst bietet der Herausgeber eine wertende Übersicht über die Quellen und bisherigen Sammlungen. Im eingehenden kritischen Anhang wird der Versuch unternommen, eine historische Einreihung der Sagen vorzunehmen, ein Versuch, der an und für sich äusserst lockend und interessant ist, andererseits natürlich eine Menge von Gefahren birgt; auf jeden Fall kann eine einigermaßen zuverlässige Altersbestimmung immer nur für eine Sage in einer ganz bestimmten Gesamtfassung gelten, da Einzeltzüge jeweils bedeutend älter sein können. Register über Sachen, Personen und Orte erschliessen das Buch für eine praktische Nachschlagsbenützung.

Prinzipiell ist die Sammlung auch deshalb wichtig, weil man sich zunächst einmal fragen wird, ob überhaupt noch Sagen in einer Stadt denkbar sind, und wenn ja, welche Sagengruppen das im wesentlichen sein werden. Sagen, die auffällige Baudenkmäler und Häusernamen («Stoss in den Himmel») zu deuten versuchen, werden für eine Stadt typischer sein als für Dorf und Land. Schlossgeister, Geister von vornehmen Damen und Herren (Weisse Frauen), spukende Sonderlinge mögen im allgemeinen in einer Stadt sich eher heimatberechtigt fühlen; nur mag es dann etwa gehen wie jenem Jüngling, der für seinen Vater eine Nacht die Aufsicht über das Wiener Zeughaus übernahm und dann schreckensbleich seinem Vater von den nächtlichen Erlebnissen erzählte, worauf ihm dieser mahnend zusprach (S. 75): «Du bist mir ein schöner Held, aber sei du nur Jahre lang Aufseher im Zeughaus hier, so wirst du ganz anders sprechen. Wenn ich mich hätte vor derlei geharnischten Männern ängstigen wollen, die oft in ganzen Regimentern an mir vorüberzogen, so wäre ich wohl längst vor Entsetzen gestorben.» Aus diesem Satz tönt doch eine sehr bezeichnende Einstellung zur Sage!

Türkensagen und Pestsagen werden überall dort auftreten, wo die historischen Ereignisse den Erzählgrund dafür legten. Ziemlich zahlreich sind vertreten die Teufelsagen und dann natürlich – wie es im katholischen Wien ja eigentlich zu erwarten ist – die vielen Legenden und Geschichten von Gnadenbildern, besonders auch in den ehemaligen Vororten (ein eigentlicher Kreis gruppiert sich um das «Agnesbründl»). Dafür sucht man vergeblich Sagen, wie sie etwa für unsere schweizerischen Landstädtchen bezeichnend wären, wie z. B. die Mordnächte.

Hoffen wir, dass für das liebenswürdige Wien nie eintreten möge, was über seine Zukunft geweissagt wird (S. 131): «Über die Stätte Wiens wird dereinst der Fuhrmann fahren, mit der Peitsche auf die Erde niederhauen und sagen: Da ist einmal die grosse Wienerstadt gestanden!»
Wildhaber

Sagen aus dem Mostviertel. Band II. Gesammelt von der Lehrerarbeitsgemeinschaft des Bezirkes Amstetten. Hrsg. von *Ferdinand Adl*. Amstetten (Österreich), Verlag Sepp Ramharter, 1952. 121 S.

Die österreichische Sagenforschung hat sich in den letzten Jahren auf höchst erfreuliche Weise durch Neuerscheinungen und neue Auflagen älterer, vergriffener Sammlungen bemerkbar gemacht. Ähnlich wie bei uns, im Baselbiet, die Lehrerschaft in Gemeinschaftsarbeit Sagen sammelte und herausgab, ist es nun auch im österreichischen Mostviertel geschehen. Schon 1951 konnte sie ein schönes Bändchen gut erzählter Sagen veröffentlichen; nun ist eben ein zweites (und letztes) Bändchen gefolgt, das eine Nachlese bietet, die in der Hauptsache historische Sagen umfasst. Wir stossen auch hier wieder auf eine Reihe bereits gut bekannter und belegter Motive (Verwandlung in Baumstrunk; Schmied und Teufel). Die saubere, anspruchslose Erzählart der meisten Sagen berührt angenehm.
R. Wh.

Glarner Sagen, gesammelt und herausgegeben von Kaspar Freuler und Hans Thürer. Glarus, Tschudi & Co., 1953. 207 S.

Wer sich bis anhin für die Sagen des Kantons Glarus interessierte, musste diese mühsam in kleinen Sammlungen ausfindig machen; man wird darum den beiden Herausgebern und dem Verlag Dank wissen, dass sie uns eine so schöne Zusammenstellung vorlegen. Es stammt allerdings nicht alles aus dem «Volksmund», sondern vieles ist literarischen Quellen entnommen, was in einzelnen Fällen etwas spürbar bleibt – leider! Andererseits finden sich prächtig erzählte Dialektsagen, an denen man seine wahre Freude hat, so etwa an der Geschichte von Ursis und Landlef (S. 66 ff.). Es ist klar, dass wir mehr oder weniger bekannte Sagen antreffen müssen, so die Vrenelisgärtli- und Claridensagen und die Sagen vom Martinsloch und dem Flimserstein. Verhältnismässig wenig finden sich Sagen von Hexen und von Gespenstern; dafür stossen wir häufig auf den Venediger und auf Schatzsagen, dann auch auf das Totenvolk, die Grenzsagen und ziemlich harmlose Dorftiere. Im grossen und ganzen kann sich das mehrheitlich protestantische und «nüchterne» Glarus natürlich nicht neben die katholischen Kantone stellen, was den Gestaltenreichtum der Sagenfiguren angeht, aber es ist sehr aufschlussreich zu beobachten, was sich im Glarnerland noch findet. In einer modernen Sagensammlung scheinen mir die «Gedichte» nicht mehr am Platz; da glaube ich, der Begriff «Sage» sei nicht mehr anzuwenden: aus dem Stoff der Sage ist formal eher eine «Ballade» geworden. Diese Bemerkung möchte aber in keiner Weise den Wert der sehr brauchbaren Sammlung, über die wir froh sind, beeinträchtigen. R. Wh.

Linda Sadnik, Südosteuropäische Rätselstudien. Graz/Köln, Hermann Böhlaus Nachf., 1953. 186 S.; broschiert DM 14.60. (Wiener Slavistisches Jahrbuch, Ergänzungsband 1.)

Es sind im wesentlichen bulgarische und mazedonische Volksrätsel, die von der Verfasserin auf ihre Entstehung, Herkunft und Entwicklung hin untersucht werden, wobei es ihr vor allem um die Frage geht, wie weit diesen Rätseln altererbte mythologische Vorstellungen zugrunde liegen. Deshalb sind auch nur die Rätsel ausgesucht, die in die Sachgruppen himmelskundliche Rätsel (Himmel, Sonne, Mond, Sterne), atmosphärische Erscheinungen und Feuer eingereiht werden können. Vom soziologischen Standpunkt aus ist das Kapitel der Einleitung sehr bedeutsam, das sich mit der Frage abgibt, wie und wann Rätsel aufgegeben werden und wie ein Nichterraten-können spielerisch bestraft wird. Jedes Rätsel wird einzeln behandelt und analysiert, wobei recht eigentlich klar und erkenntlich wird, wie viel aus ihnen herausgelesen werden kann an religiös-mythologischen Zusammenhängen und an Kulturbeeinflussungen. Daneben sei aber auch noch auf die künstlerische Schönheit und bildhafte Wirkung von einigen dieser Rätsel aufmerksam gemacht. Beinahe wie ein zarter chinesischer Holzschnitt mutet es an, wenn nach dem Mond gefragt wird mit: «Ein weisses Fladenbrot hängt über den Dachziegeln?». Oder Himmel, Sonne, Mond und Sterne sind: «Ein blaues Hemd, zwei duftende Quitten und Roggen und Weizen?», die Sterne allein: «Eine ebene kleine Bergwiese, auf der Bergwiese Kerzchen?» R. Wh.

Arv. Tidskrift för nordisk folkminnesforskning. Herausgegeben von Jöran Sahlgren. 7 (1951; gedruckt 1952). Uppsala. 163 S.

Die nordische Zeitschrift Arv, welche die Nachfolgerin von Folkminnen och Folktankar ist, erscheint nun bereits im 7. Jahrgang. Sie bringt eine Reihe von interessanten Arbeiten, meist schwedisch, gelegentlich auch englisch oder deutsch (hat aber keine Zusammenfassung in anderen Sprachen). Im Aufsatz über «Die sog. Naturreden in der estnischen Volksüberlieferung» berichtet uns Oskar Loorits über das, was Tieren und Sachen als Äusserung in den Mund gelegt wird, meist schwankhafter Art, gelegentlich aber auch ältere Glaubenssphären streifend. Björn Collinder erzählt in liebenswürdiger Art von seinen Erfahrungen bei der Feldforschung, hauptsächlich auf linguistischem Gebiet. Das Thema der Wechselrede in Vergleichen zwischen Widsith und der finnischen Runendichtung wird von Stefán Einarsson behandelt. Folke Ström dringt mit den beiden Grundbegriffen des Glaubens und des Opfers in das Wesen der frühnordischen Religion ein. Von Albert Sandklef stammt eine Abhandlung über Drachen, von der aus er zu prinzipiellen Bemerkungen über Sagen- und Traditionsbildung weitergeht. Die Buchbesprechungen am Schluss treten in diesem Jahrgang gegenüber früheren zurück. Dass Papier, Druck und Ausstattung ausgezeichnet sind, gehört beinahe schon zum üblichen Bild einer nordischen Zeitschrift. R. Wh.

Tiroler Heimat. Jahrbuch für Geschichte und Volkskunde. Herausgegeben von Hermann Wopfner und Franz Huter. Band 13/14 (1949/50; gedruckt 1951). Tyrolia-Verlag, Innsbruck und Wien. 176 S. 8°.

Das sehr vornehm wirkende Jahrbuch – die frühere «Zeitschrift für Geschichte und Volkskunde Tirols» – ist in drei Teile gegliedert: in die Aufsätze, die Berichte und Mitteilungen und in die Zeitschriftenschau für 1948/49 mit den Einzelbesprechungen. Sehr gewichtig ist gleich der erste Aufsatz, den Franz Kolb beisteuert; er betitelt sich «Das alte Bahrrecht im Tirol»; es soll dargestellt werden «der Rechtsbrauch des

Bahrrechtes im Gerichtsverfahren bei Totschlag, wie er im Landgericht Steinach noch im 16. Jahrhundert in Geltung stand». Es werden vor uns eine ganze Reihe von Bahrrechtsfällen aus den Jahren 1523–1625 ausgebreitet, die aus Gerichtsakten ausgezogen sind, die bisher unausgewertet waren. Sehr interessant ist es, wie verfolgt werden kann, in welchem Masse die Sühne für den Totschlag vom Wergeld zur Abbitte, von der strengen Busswallfahrt nach Rom zu den Wallfahrten nach nahe gelegenen tirolischen Orten abnimmt oder milder wird.

Auch der nächste Aufsatz, von Herbert Klein, fällt in das Gebiet der rechtlichen Volkskunde mit der Behandlung der Weinzinsen; der Titel heisst «Die Weinsaumdienste in Nordtirol und Bayern». Es entrollt sich ein buntes, bewegtes Bild vom Verkehr auf den mittelalterlichen Wegen, wobei allerdings nicht die Gestalt des Säumers, und Sache und Brauch der Säumerei, die Akzente geben, sondern der rechtliche Hintergrund der pflichtig zu liefernden Ware, verbunden auch etwa mit Tauschhandel.

Karl Ilg bringt einen sehr fördernden Beitrag zur Hausforschung: «Im Bewegungsfeld der bäuerlichen Hauslandschaft in Tirol und Vorarlberg». Der Titel ist durchaus bezeichnend und will es auch sein: die «Bewegungsfelder», und nicht die erstarrten Grundformen der «Typenhäuser», sollen gekennzeichnet werden. Drei Karten, wovon eine den Baustoff in seiner Verbreitung beim bäuerlichen Wohnhaus und eine weitere die Verbreitung von Einhof und Mehrhof zeigt, sollen dartun, worauf es Ilg ankommt. Von den Baumaterialien und der Konstruktionsart her werden Grundriss und Aufriss des Hauses bestimmt. Genaueste Einzelergebnisse sollen nicht geboten werden; das muss einer bereits an die Hand genommenen Kartierung vorbehalten bleiben. Damit verliert Ilgs klärende Skizze keineswegs ihre prinzipielle Bedeutung.

Die kleine aber gute Zusammenstellung von Johann Zellner über «Die Krautbretter» schildert Geräte bei der Zubereitung von Krautrüben und die Getränke und Speisen, die aus Krautrüben hergestellt wurden: Dinge, die heute bereits fast oder ganz vergessen sind und die festzuhalten sich lohnt. Wildhaber

Mehring, Schriftproben aus Urbaren und Lagerbüchern des 14. bis 16. Jahrhunderts im Württ. Hauptstaatsarchiv. Stuttgart 1953 (3. Ausgabe). 20 S. Folio. DM 1.85. Zu beziehen bei der Württemberg. Landesstelle für Volkskunde, Hegelplatz 1, Stuttgart N.

Der Volkskundler, der sich gelegentlich einmal mit älteren Handschriften befassen muss und nicht eigentlicher Fachmann für archivalisches Quellenstudium ist, wird für das höchst praktische und mit grosser Überlegenheit ausgewählte Heft in Folioformat dankbar sein, welches das Flurnamenarchiv der Württembergischen Landesstelle für Volkskunde neu auflegt. Es bringt auf der einen Seite Proben aus Handschriften verschiedener Zeiten und verschiedener Gestaltung und stellt ihnen auf der anderen Seite den maschinengeschriebenen Text gegenüber. Es ist besonders auch wegen seines billigen Preises geeignet, gute Dienste zu leisten. R.Wh.

Der sprechende Atlas. Gespräche in verschiedenen schweizerdeutschen Dialekten ... Herausgegeben vom Phonogrammarchiv der Universität Zürich, 1952. – *Schweizer Dialekte in Text und Ton ... I, Schweizerdeutsche Mundarten.* Heft 1/2. Bearbeitet von Eugen Dieth. Frauenfeld, Huber & Co., 1951. – *Walser Dialekte in Oberitalien in Text und Ton ...* Bearbeitet von Fritz Gysling und Rudolf Hotzenköcherle. Ebenda 1952.

Der Freund der Mundart kennt jene Aufnahmen, die das Zürcher Phonogrammarchiv auf die Landesausstellung von 1939 veröffentlicht hat, und wenn nicht die Platten selbst, so besitzt er den Sammelband der dazu gehörigen Texte oder wenigstens

das Heft mit den schweizerdeutschen Proben. «Der sprechende Atlas» geht einen etwas andern Weg, indem er die einzelnen Gewährsmänner nicht jeden einen besondern Text sprechen liess. Er benützt, wie einst F. J. Stalder in seiner Schweizerischen Dialektologie von 1819, einen Einheitstext, nur nicht eine Erzählung wie Stalder mit dem Gleichnis vom verlorenen Sohn, sondern der grössern Natürlichkeit und der Unabhängigkeit von der schriftsprachlichen Vorlage wegen ein, begreiflicherweise mit den nötigen «Schlüsselwörtern» ausgestattetes, Gespräch am Neujahrstag. Die Sprecher sind z. T. inzwischen Verstorbene, wie Wilhelm Bruckner in Basel, Hans Valär in Davos und Walter Bucher in Luzern, deren Stimmen so in den Aufnahmen weiterleben. Die vierundzwanzig Aufnahmen selbst breiten den ganzen Reichtum des Schweizerdeutschen aus. Ein Lehrer kann mit ihnen die Liebe der Jugend zur angestammten Sprache und zur schweizerischen Mannigfaltigkeit wecken. Für Universitätszwecke steht ein prachtvolles Material für Beobachtungen der Laute und Formen, des Wortschatzes und der Syntax und zu deren geographischer Lagerung zur Verfügung. Hübsch die Differenzen schon bei der Begrüssung, wo nur noch Frutigen und Guggisberg den Namen Gottes gebrauchen. Hübsch, wie je nach der Gegend sich die essbaren Gaben der jugendlichen Gratulantinnen unterscheiden und ebenso das, was sie ihrerseits zum Vesperbrot erhält. Klar zeichnet sich das Berg- oder Innerschweizerische mit den auch im Hiatt erhaltenen langen i, u, ü ab. Der «Herr Lehrer» hat sich überall durchgesetzt, auch in der Stadt Bern; nur das Berner Land und Bosco-Gurin haben noch die Anrede «Schulmeister», und der Klettgauer Schüler bedient sich des Geschlechtsnamens «Noobed Herr Hablützel». Das «Ihr» als die Höflichkeitsform herrscht aber beinahe noch ausschliesslich; das «Sie» ist ausser in Baselstadt nur in St. Gallen-Stadt und im thurgauischen Neunkirch a.d.Th. durchgedrungen.

Das auf weitere Kreise berechnete kleine Heft gibt die Texte kommentarlos und in der vereinfachten Umschrift von Eugen Dieths «Leitfaden» und nennt, von kleinen Transskriptionsbemerkungen abgesehen, nur jedesmal den oder die Sprecher. Die zwei andern und darum auch grossformatigen Hefte sollen dagegen den höchsten wissenschaftlichen Ansprüchen genügen. Deshalb stellen sie für die Texte jeweilen eine phonemische Wiedergabe nach Dieth, die streng phonetische Umschrift der Platte, wonötig ergänzt durch das Aufnahmeprotokoll, und die sinngetreue, aber in der Form freie schriftsprachliche Übersetzung nebeneinander, und sie fügen ausserdem sprachliche und sachliche Anmerkungen und ausführliche Personalien der Sprecher bei. Die in den Jahren 1927 und 1929 aufgenommenen Texte aus dem Oberwallis und aus den Walserkolonien im italienischen Sprachgebiet sind wieder verschieden, für das Wallis ausser einer Landschaft- und Sittenschilderung («Schön ists in Oberwald») eine Reihe von Sagen- und Erzählungen, für die ennetbirgischen Kolonien neben gleichfalls Sagen- und Erzählungen und Sittenschilderungen Anekdoten und Berichte von Selbsterlebtem, dazu aber auch eine Tierfabel, ein Liebeslied und ein Scheltgedicht und neben volkläufigen Sprüchen ein Hochzeitsspruch von einem einheimischen Dialektpoeten. Sprachlich erscheint einerseits prachtvolles Altes wie z. B. die erhaltenen Indikative des einfachen Präteritums oder das «seech», also «siech», im Sinne von «krank». Andererseits zeigt sich vom Lautlichen bis zum Syntaktischen die Einwirkung der romanischen Umwelt, und es erinnert an ähnliche Erscheinungen aus der Frühzeit des Deutschen, wenn etwa aus dem deutschen «witz» und dem italienischen Augmentativsuffix «-one» das Wort «wetzjung» d. h. Witzbold gebildet wird.

Wilhelm Altwegg

Arnold Bangerter, Die Grenze der verbalen Pluralendungen im Schweizerdeutschen. Rudolf Trüb, Die Sprachlandschaft Walensee-Seeztal. Ein Beitrag zur Sprach- und Kulturgeographie der Ostschweiz. Beiträge zur Schweizerischen Mundartforschung, Band IV und III.

Es war der Plan von Heinrich Baumgartner, jene «Bosshart-Schildische Linie», durch die nach der Bildung der Pluralendungen des Normalverbs die schweizerdeutschen Mundarten sich in eine Ost- und eine Westgruppe scheiden, mit den Methoden der modernen Dialektologie noch einmal zu erarbeiten und zu versuchen, die sprachgeographischen Tatbestände geschichtlich zu deuten. Was der allzu frühe Tod Baumgartner verwehrte, das hat nun sein Schüler Arnold Bangerter ausgeführt, und dessen ursprünglich als Berner Dissertation erschienene Arbeit ist in erweiterter Form in die Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung aufgenommen worden.

Gestützt auf das direkte Aufnahmeverfahren und keiner auftauchenden Frage ausweichend, erhärtet sie die schon bisher gültige Hauptthese und vermehrt die Belege für die Zusammenhänge der Pluralgrenze mit Grenzen der Laut- und der sonstigen Formenlehre, und leider fehlt nur der Hinweis auf jene weithin gleichverlaufende volkskundliche Scheide, die Richard Weiss in seinem Aufsatz über die Brünig-Reuss-Napf-Linie als Kulturgrenze zwischen Ost- und Westschweiz aufgewiesen hat. Andererseits zeigt Bangerters Arbeit, wie die Verhältnisse im einzelnen verwickelter liegen und wie die einsilbigen Präsensia, die ja auch im älteren Stadtbaslerischen (*mer sind, mer wänd* usw.) ihren Dentallaut erhalten haben, anders als die normalen starken und schwachen Verben und ebenso die Optative der Gegenwart und der Vergangenheit anders als die Indikative behandelt werden. Die Ergebnisse liefern für die Schwingungsbreite um jene Grenze den sprachgeographischen und sprachgeschichtlichen Kommentar zu der Mannigfaltigkeit unserer Verbalformen. Es zeigen sich etwa die Altertümlichkeit des Bergschweizerdeutschen und die ausgleichenden Einflüsse aus dem Mittelland, z. B. in der verkehrsrärmeren Grimsel- und der verkehrsreichen Gotthardzone, oder es lässt sich das Eindringen einerseits des Endungs-*e* aus den schwachen Verben auf *-ön* und *-ên* in die starken Verben und andererseits der Endungslosigkeit der starken und der *-jan*-Verben in die anderen schwachen verfolgen. Es bestätigt sich erneut die Bedeutsamkeit alter Verkehrswege wie des Sustenpasses zwischen Uri und dem freien Haslital und daneben der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Territorien, wo sich z. B. das Gebiet der Herrschaft Wolhusen, der Grafschaft Willisau, der Grafschaft Buchsgau abzeichnet und andererseits der Einfluss von Bern auf die Sprache der einst seiner Herrschaft unterstellten Teile des heutigen Kantons Aargau.

Die Arbeit von Rudolf Trüb versucht, nicht eine einzelne morphologische Erscheinung, sondern eine ganze Sprachlandschaft in ihrer Eigenart zu erfassen und geschichtlich zu verstehen. Es ist für die Mundartforschung klassisches Gelände, galt der Kerenzermundart doch jene bahnbrechende Dissertation von Jost Winteler vom Jahre 1876. Es ist zugleich ein Gebiet, wo das Alemannische sich noch heute nachweisbar über die vorangegangene romanische Schicht gelegt hat und wo sprachgeographisch «Innerschweiz» und «Ausserschweiz» sich begegnen.

Ausgezeichnet durch dieselben Tugenden der zuverlässigen Sammlung des Materials, der sorgfältigen Verwertung der allgemeinen und der speziellen Fachliteratur, der eindringlichen Deutung, steigt die Darstellung von den aussersprachlichen, d. h. den geographischen, geschichtlichen, soziologischen Voraussetzungen über die kennzeichnenden Lautverhältnisse zur Schilderung des Sprachbildes der einzelnen Teile und zuletzt zur Sprachgeschichte der ganzen Landschaft auf. Das dem willkommenen Wortverzeichnis – mit Orts- und Flurnamen – vorangestellte Sachverzeichnis zeigt über-

sichtlich, wie viel sich in allen Abschnitten für die allgemeinen Probleme der Mundartbiologie ergibt, z.B. für die Einwirkung von Natur, Territorium, Verkehr, Schriftsprache auf die Mundartgrenzen, für Begriffe wie Strahlung, Überschichtung, Substrat, für die inneren sprachlichen Kräfte wie Affekt, Akzent, Analogie, Homonymie, Kreuzung, Silbenökonomie, Überkompensation, und man bedauert nur, dass Mitzka in seinem Handbuch zum deutschen Sprachatlas diese so reichlich strömende Quelle nicht benützt hat. Für die Sprachgeschichte aber ergibt sich, vom Verfasser doch wohl zu bescheiden nur als Hypothese bezeichnet, das folgende Bild: Gegenüber der rätoromanischen Sprache, die sich im Lauf der ersten nachchristlichen Jahrhunderte herausgebildet hatte, drang seit dem 5. Jahrhundert von Westen (Kerenzen), seit spätestens dem 9. Jahrhundert von Osten (Chur, Herrschaft) her durch die offenstehenden Tore in das von Natur kanalartige und auch politisch von aussenher bestimmte Walensee-Seez-Gebiet eine Entromanisierung bzw. Germanisierung ein, und zwar auf beiden Seiten ohne Vernichtung der ursprünglichen Bevölkerung. Im Westen kamen die ersten deutschsprechenden Zuwanderer schon mit dem ersten Alemanneneinbruch ins hintere Glarnerland, nach Kerenzen und vielleicht auch schon nach Amden, und dieses Reliktgebiet hat heute noch typisch höchstalemannische Eigenheiten wie z.B. \bar{i} , \bar{u} , \bar{ii} auch im Hiät. Ein zweiter Einwandererstoss rückte durch Linthebene und Walenseetal nach Osten, und nach wohl längerer Zeit der Zweisprachigkeit verdrängte das Deutsche der beiden Einwanderergruppen das Rätoromanische. Im Osten begann die Verdeutschung entscheidend erst im Hochmittelalter, und zwar vom Adel ausgehend. Die stark schwäbische Züge zeigende Mundart setzte sich im Gebiet des oberen Seeztales im 13. bis 15. Jahrhundert durch, und – in aufschlussreicher Parallele zum Fortschritt des Deutschen am Bielersee und im Freiburger Mittelland im Zusammenhang mit dem Ausbau der Herrschaft der Zähringer wie zu den ähnlich politisch bestimmten Sprachverschiebungen im Wallis im 14. und 15. Jahrhundert und in Graubünden im 13. Jahrhundert – fällt der Umschlag in die Zeit der Blüte der Adelherrschaft (Grafen von Sargans u.a.) und des Feudalismus. Mitbeteiligt an der Verdeutschung waren auch die z.B. durch die Herren von Sax begünstigten Walser; aber sie scheinen später ihre Mundart fast völlig zugunsten der Talmundart aufgegeben zu haben. Im weiten trogartigen Seeztal stiessen als gewissermassen dritte Etappe die beiden verschieden garteten Verdeutschungsströmungen aufeinander, und wenn die Ostmundart mit abnehmender Stärke bis an den westlichen Walensee gewirkt zu haben scheint, so bildete sich doch zwischen Berschis und Tscherlach eine starke Stauung, die Grundlage der durch keine Natur- oder Territorialgrenzen zu erklärenden, aber durch Laute, Akzent, Formen – z.B. auch der Verbalplurale – und Wortschatz bestimmten heutigen Mundartgrenze, einer wichtigsten der Schweiz überhaupt.

Beide Arbeiten sind Bausteine zu der grossen Sprachgeschichte der deutschen Schweiz, die uns hoffentlich einmal Rudolf Hotzenköcherle schenkt. Wir warten gespannt auf die weiteren Bände, darunter die schon druckfertig vorliegende Darstellung der Basler Sprachlandschaft.

Wilhelm Altwegg

Ausgegeben Juli 1953

Der Nachdruck sämtlicher Artikel ist nur mit genauer Quellenangabe gestattet

Buchdruckerei G. Krebs Verlagsbuchhandlung AG., Fischmarkt 1, Basel